

Predigt zur Bestattung von Barbara Faccani

am 3. September 2015 in der Dorfkirche Alt-Schmargendorf, Berlin

Rüdiger Sachau

Die wahren Verwandten

Auf die Frage „Was ist die Kirche heute für Sie?“ antwortete Barbara Faccani in einem Interview der taz (vom 23.02.2013): „In ihren besten Teilen mit ihren besten Leuten ein Stück Familie.“ Ein Stück Familie – das sind Sie, das sind wir für Barbara Faccani gewesen, liebe Trauergemeinde. An einig von uns hat sie gedacht, als sie vor zweieinhalb Jahren gefragt wurde.

Mir fällt darum ein Wort Jesu ein, der beim Besuch seiner Mutter und seiner Geschwister auf die Jünger und Nachfolgerinnen verweist und sagt: „Denn wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.“ (Matthäus 12,50)

Wir, die Wahlverwandten, die wir die gleichen Ziele teilen und für die gleichen Ideale einsetzen sind zu den wahren Verwandten von Barbara Faccani geworden.

Wir wissen, eine andere Familie hat sie nicht gehabt, auch wenn sie sich zeitlebens danach gesehnt hat. Darum spannt sich das Leben von Barbara Faccani, das am 18. Juli zuende ging, zwischen zwei Polen aus: Auf der einen Seite ihr großes Engagement, ihr fast maßloser Einsatz für andere, für Versöhnung und Gerechtigkeit, der auch vielen von uns zugutegekommen ist. Und auf der anderen Seite eine Kette von Verlusten und Kränkungen und ihre große, unerfüllte Sehnsucht nach Geborgenheit und einer eigenen Familie. Kein Leben lässt sich bis in seine Tiefen ausdeuten, und das müssen wir auch gar nicht. Aber ich glaube, dass mit diesen beiden Polen etwas Wesentliches an ihrem Leben zu erkennen ist, das uns hilft, im Abschied zu verstehen und zu akzeptieren, dass auch ein Leben voller großartiger Leistungen ein Fragment bleibt - das gilt letztlich für jedes Leben.

Die Familiengeschichte

Das Leben von Barbara Faccani begann damit, dass ihre Mutter Margarita Faccani schwanger mit ihr aus Schlesien nach Berlin fuhr, wo Barbara im Oktober 1939 geboren wurde. Und damit verband sich gleich die erste große Kränkung ihres Lebens, dass die Mutter sie in Berlin abgab. Was ihr blieb ist ihr Name, der von ihrem Großvater Alfredo Faccani kommt, der vor dem ersten Weltkrieg aus Italien nach Oberschlesien als Ingenieur ausgewandert war. Sie hat daran festgehalten, an dem Namen, der sie von Geburt an ein wenig zu einer Fremden macht, so wie ihr Vorname Barbara ja „die Fremde“ heißt. Auch an ihrem italienischen Pass hing sie, bis sie erst 2004 die doppelte Staatsangehörigkeit annahm.

Barbara Faccani wuchs bei Pflegeeltern im bürgerlichen Milieu der besten Viertel Berlins auf: Schmargendorf, Wilmersdorf und Grunewald waren ihre Welt und blieben es zeitlebens. Ob ihre Pflegemutter sie genommen hat, um nicht während des Krieges als Kinderlose für Hilfsdienste eingesetzt zu werden, wissen wir nicht, Barbara hat es wohl so empfunden. Die Pflegeeltern ließen sie dann mit 19 Jahren in Berlin zurück, als sie 1958 aus Angst vor einer Invasion durch die Sowjets und nach Kanada auswanderten. Fortan lebte Barbara Faccani in der Wissmannstraße bei Ihrer Stiefgroßmutter, die ihr sehr viel bedeutete. Mit ihrer Hilfe – es gibt da eine Bürgerschaftserklärung – mietete sie auch die Wohnung am Roseneck in der Marienbader Straße 11, in der sie bis zu ihrem Tod in diesem Jahr lebte. Aber auch die Großmutter, die ihr eine sehr wichtige Bezugsperson am Ende der Schulzeit und zu Beginn des Studiums war, ging 1961 nach dem Mauerbau nach Kanada. Barbara, gerade volljährig, blieb zurück in Berlin.

Einsamkeit und Liebe

Trotz ihrer Präsenz, ihrer Fröhlichkeit, ihrer Fähigkeit und Bereitschaft zur Kommunikation und ihrer vielfältigen Vernetzungen war Barbara Faccani in einem tiefen Sinne sehr allein. Diese Wohnung, in der sie viele Jahrzehnte allein lebte, ist für mich das Bild dafür. Am Roseneck in bester Lage gelegen, aber auf der Schattenseite eines repräsentativen Hauses, kommt man in die Wohnung erst, wenn man vorher in die Tiefe steigt, der Hauseingang liegt im Souterrain und dann erreicht man über die Treppe ihre Wohnung, die mir ein wenig wie ihre schützende Höhle erschien.

Sie hätte ihr Leben gerne mit einem Partner geteilt. Ich habe neulich in ihrer Wohnung gegessen und mit Ulrich Schürmann in ihren Fotoalben geblättert. Wir sehen in den sechziger Jahren eine attraktive, lebenslustige Frau. Gerne posiert sie für die Kamera mit Zigarette, Sektglas und im weißen Kleidchen. Wir sehen sie im Cabrio mit jungen Männern mit Sonnenbrille am Seeufer. Ja, in dieser Zeit gab es einen, mit dem wäre sie gerne weiter durchs Leben gegangen. Sie waren verlobt, aber er verließ sie wieder für eine andere. Und wieder war Barbara allein.

Als sie mir vor zweieinhalb Monaten im Angesicht des Todes von ihrem Leben erzählte, da schaute sie mich an und sagte: „Denken sie nicht, dass ich nicht meinen Spaß gehabt hätte!“ Das wird sicher so gewesen sein, aber die Art wie sie es sagte, ließ mich ahnen, was sie eben nicht zeigen wollte.

Und es vergingen viele Jahre, Jahrzehnte bis sie wieder eine große Liebe fand. Derjenige, der - für sie überraschend - um sie warb und ihr Herz gewann, stand in öffentlichen Ämtern. Und ehe sie aus der heimlichen eine öffentliche Liebe machen konnten, erkrankte er an Krebs und starb. Sie erfuhr im Fernsehen von seinem Tod und konnte nicht einmal zur Beerdigung gehen. Das war für Barbara Faccani eine der schwersten Zeiten ihres Lebens. Wieder waren ihre Hoffnungen zerbrochen. Zwei Jahre später verlor sie mit 58 Jahren ihre Arbeit, als der KDA abgewickelt wurde. Auch das hat sie sehr gekränkt.

Liebe Gemeinde, liebe Wahlverwandtschaft von Barbara Faccani, mir ist nur allmählich und im Rückblick deutlich geworden, dass sie manchmal sehr einsam war. Und ich begriff nur langsam, wieviel Trauer sie in sich trug und wieviel Tränen sie in der kleinen Wohnung in bester Lage am Roseneck geweint haben mag.

Das Äußerliche

Ich habe diese Gedanken heute an den Anfang gestellt, weil sie einen anderen Blick auf die äußerliche Seite von Barbara Faccani ermöglichen. Wenn sie aus Tür trat, war sie die, die wir alle kennen. Das Faccani-Outfit bestand aus zweiteiligem Kostüm, High-Heels, Handtasche, alles farblich passend. Perlenkette wenn möglich. Die Haare gepflegt, stets gut geschminkt. Ich bin mit ihr einmal bei einem Ausflug des Freundeskreises eine ziemlich staubige Straße gegangen, sie in kleinen Schritten im Gespräch neben mir her – am Ende des Weges sah sie immer noch so aus immer, sauber und adrett, während an meinen Schuhen der Dreck klebte.

Sie hat mir erzählt, wie sie zu dieser ihrer Standardkleidung gekommen ist. Nach der Schulzeit am Mädchengymnasium in Grunewald wollte sie mit 19 Journalistin werden in der Vorstellung, damit so etwas wie das Dritte Reich verhindern zu können. In der Redaktion in der sie anfang, gab man ihr nach 14 Tagen den guten Rat, doch erst mal zu studieren. Da ihr für Geschichte das Große Latinum fehlte, wurde es die Volkswirtschaft. Und welch ein Glück, sie bekam eine Stelle bei Siemens im Bereich Personal- und Sozialpolitik. Barbara Faccani war 1966 eine von vier studierten Frauen in einer Belegschaft von 24.000. Um sich in dieser Situation durchzusetzen, suchte sie ein passendes Outfit und so entstand der Faccani-Dress, den sie ihr Leben lang beibehalten hat. Es war nicht nur ihre Dienstkleidung, sondern auch ihr Schutzanzug, der ihr die Möglichkeit gab, auf Menschen zuzugehen und Distanz und Nähe selber zu bestimmen.

Poelchau und der KDA

Barbara Faccani blieb nicht lange bei Siemens, denn dann kam Harald Poelchau, der ehemalige Pfarrer von Ploetzensee, Mitglied des Kreisauer Kreises, er leitete mittlerweile den KDA, den kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt. Und er wollte sich nicht nur um die Arbeiter und Angestellten kümmern, sondern auch um Unternehmer, leitende Angestellte und Wirtschaftsverbände.

In dem genannten taz-Interview sagt Barbara Faccani:

„Poelchau hat mich in seiner leisen, aber sehr überzeugenden Art innerhalb von einer Stunde dazu bewegt, mein ganzes Leben zu verändern. Irgendwie hatte es etwas von der Auswanderung meiner Eltern – ein Eintritt in eine ganz andere Welt.“

Mich beeindruckt eine solche Entscheidung und wir sehen sehr deutlich, dass nicht der Blick auf das Gehalt sie gelockt hat, sondern die Inhalte und Aufgaben zogen sie in das neue Aufgabenfeld. So wurde die Kirche für Barbara Faccani langsam zur neuen, erst einmal fremden Heimat und im besten Fall zur Familie. Von 1968 bis zur Schließung des KDA 1997 entfaltete sie über drei Jahrzehnte eine gewaltige Aktivität innerhalb und außerhalb der Kirche.

Den Mangel in Engagement gewandelt

Barbara Faccani ist nicht in ihren Kränkungen stecken geblieben, obwohl sie unter dem gelitten hat, was ihr fehlte und nach dem sie sich sehnte. Eigentlich hätte sie genug Gründe gehabt, um den Menschen und dem Leben gegenüber misstrauisch zu sein. Aber obwohl sie selber das Gefühl hatte, vom Leben betrogen worden zu sein, hat sie sich für das Leben anderer eingesetzt.

Ich finde, dass diese Fähigkeit ein Geschenk ist, irgendwie auch ein Wunder. Im 1. Korintherbrief 13,13 heißt es: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Die Liebe ist die größte, die wir anderen geben ohne zu fordern. Auf vielfältige Weise hat Barbara Faccani gelebt, dass die Liebe das Größte ist, die Liebe für und zu den Nächsten, den Bedürftigen und Schwachen. Als Anwältin der Schwachen war sie stark.

Sie hat zwischen 1970 und 2015 zahlreiche Aufgaben übernommen. Früh hat sie Themen gesehen und Probleme erkannt – und sie hat an Lösungen gearbeitet. Wohl keiner hier in dieser Kirche, der nicht von ihrem Einsatz an der einen oder anderen Stelle profitiert hätte. Sie hat zahllose Menschen und Vereinigungen durch ihr Engagement unterstützt. Und sie hatte eine feine Wahrnehmung für diejenigen, die sonst keine Stimme gefunden hätten und die sich nicht öffentlich bemerkbar machen konnten.

Das Wort von der Liebe im Korintherbrief kommt nach einem anderen Gedanken des Paulus vom Leib und seinen Gliedern: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“ (1. Kor. 12,26).

Barbara Faccani litt mit anderen, aber nicht als Opfer, nicht passiv, sondern sie handelte. So wurde sie zur Türöffnerin und Netzwerkerin. Und sie hat in vielen Feldern Großartiges geleistet, ich kann nur einiges aufzählen:

- Sie war engagiertes Mitglied der SPD unter anderem als Bürgerdeputierte im Sozialausschuss Charlottenburg-Wilmersdorf
- Aus dem KDA heraus war Barbara Faccani Mitbegründerin der „Interkulturellen Woche“, die damals „Woche des ausländischen Mitbürgers“ hieß. Bis zuletzt war sie im ökumenischen Vorbereitungsausschuss.
- 1983 gründete sie mit anderen den Verein „Hilfe für ausländische Frauen und Kinder“.
- Sie war mit Ideengeberin für die jährliche Kunstauktion der Evangelischen Landeskirche zur Unterstützung von Projekten für Migranten und Flüchtlingen die seit 1996 stattfindet.

- In der Berliner Comenius-Gesellschaft setzte sie sich für die Aussöhnung und Verständigung mit Menschen des damaligen Ostblocks ein.
- 2000 wurde Barbara Faccani stellvertretende Evangelische Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Berlin. Durch dieses Engagement, das ihr sehr am Herzen lag, nahm sie frühe Erfahrungen ihres Lebens auf. Als Schülerin hatte sie sich bereits für den Deutschen Widerstand und für die Schoa interessiert. Aber dieses und ihr Wunsch nach Aussöhnung mit den jüdischen Mitbürgern wurden in der Schule zurückgewiesen. Es wäre nicht Barbara Faccani gewesen, wenn sie nicht gerade diese Zurückweisung ihres Interesses zum Anlass genommen hätte, sich erst recht hier einzusetzen, ein Leben lang.
- Im Freundeskreis der Evangelischen Akademie war sie Mitglied des Vorstandes und Schatzmeisterin. Sie hat viele Projekte und Begegnungen in der Akademie angestoßen.

2007 wurde sie vom Bündnis für Demokratie und Toleranz als Botschafterin der Toleranz ausgezeichnet. Auf das Bundesverdienstkreuz komme ich noch zu sprechen.

Halt und Haltung – Anerkennung und Sehnsucht

Stauend und dankbar können wir vor diesem großen Engagement von Barbara Faccani stehen. Aber die wir sie besser kennen haben auch gespürt, dass sich in ihren Anstrengungen auch der große Wunsch nach Anerkennung verborgen war.

Scharfsinnig und klug konnte sie ihre Umgebung beobachten und wie wollte in den Blicken lesen, dass man sie wahrnahm und ihr für ihre Leistungen Respekt zollte.

Sie konnte verletzlich reagieren und scharf werden, wenn sie sich übersehen und missachtet fühlte. Aber sie konnte auch großzügig vergeben und war nicht nachtragend, wenn eine Sache ehrlich ausgesprochen war.

Jeder unter uns wird den Wunsch nach Anerkennung in sich selber kennen. Aber bei Barbara Faccani war er ausgeprägt, ich denke als eine Kompensation dessen, was ihr im Leben vorenthalten blieb.

Sie brauchte die Anerkennung als Halt um Haltung zu bewahren – und sie bewahrte Haltung um Anerkennung zu bekommen. Das war ihr Leben, das war ihre Form der Würde, die wir zu respektieren haben. Und zugleich liegt in dieser Dynamik eine gewisse Tragik.

Das Namedropping beherrschte sie und es war auch ihr Wunsch, dass uns heute das Bundesverdienstkreuz auf dem Ordenskissen noch einmal präsentiert wird, dass ihr 1989 zum 50. Geburtstag verliehen wurde. Sie war sich dieser Eitelkeiten bewusst, aber neben humorvoller Distanz war immer auch ein bisschen Ernst dabei.

Barbara Faccani konnte hartnäckig und penetrant sein, wenn sie ein Anliegen verfolgte. Aber auch großzügig. Ihre Stimme war manchmal anstrengend und die Telefonate mit ihr endlos, es war ja niemand sonst da.

Aber sie war auch mutig, streitbar im besten Sinne und ist nicht davongelaufen, wenn es Ernst wurde. Ihre eigene Beerdigung hat sie geregelt, sogar die Urne und den Begräbnisplatz ausgesucht, das war irgendwie tapfer und zugleich traurig. Sie wollte ihr Leben in den Griff bekommen, die Lage kontrollieren und bestimmen und musste am Ende loslassen, wie wir alle.

Im Leben von Barbara Faccani bleibt trotz ihrer großen Leistungen manches Fragment – wie unser aller Leben immer ein Fragment bleiben wird. Meine Hoffnung ist, dass Gott es füllen und vollenden mag mit seiner unbegrenzten Liebe.

Ein gnädiges Ende

Am Samstagmorgen, den 18. Juli ist Barbara Faccani friedlich eingeschlafen. Das war ein gnädiges Ende angesichts der Metastasen, über die sie nicht reden wollte und konnte.

Dagmar Goldbeck und Ulrich Schürmann haben sie in besonderer Weise in den letzten Monaten, Wochen und Tagen begleitet und konnten erleben, wie Barbara Faccani nach einer ernsten Krise Anfang Juli noch einmal wie Phoenix aus der Asche kam. Ich habe sie in dieser Zeit im Krankenhaus besucht und erwartet, sie im Bett vorzufinden, aber sie empfing mich an der Tür des Krankenzimmers im vollen Faccani-Dress mit der Bemerkung: Ich muss hier mal raus, lassen Sie uns spazieren gehen.

Dieser Gang führte uns, von ihr listig vorgedacht, nach einer guten Stunde vor die Türen der Palliativ-Station des Emil von Behring Klinikums. „Lassen Sie uns das mal anschauen, ob das meine letzte Station werden kann.“ Wir sind dann einfach reinmarschiert und haben uns umgeschaut, lauter freundliche Menschen getroffen, die bereit waren jede Frage zu beantworten. Ein guter Ort, so schien es uns beiden. Und so bin ich mir sicher, dass Barbara Faccani in den letzten vier Tagen ihres Lebens, in denen ihr die Kontrolle wie im freien Fall entglitt, genau die Fürsorge und Nähe bekommen hat, die sie so dringend brauchte und die sie zeitlebens so schwer an sich heran lassen konnte.

Glaube und Vertrauen

Wie hat sie geglaubt und gehofft? Sie hat gezweifelt sie hatte durchaus Angst vor dem Tod und gefragt, was wohl danach kommt. Die Bibel war ihr eine Hilfe; als sie die bei einem Krankenhausaufenthalt zuhause vergessen hatte, war sie ganz unglücklich. Seelsorgerliche Gespräche mussten mit Gebet und Vaterunser beendet werden, die vertrauten Formen gaben ihr Sicherheit.

In ihrer Einsamkeit brauchte sie Halt um Haltung bewahren zu können. Wenn wir uns das Eckige und Kantige an ihr einmal wegdenken, sehen wir in Barbara Faccani einen Menschen mit vielen unerfüllten Sehnsüchten und manchen Verletzungen. Aber sind das nicht Erfahrungen, die auch manchem unter uns nicht fremd sind?

Sie selbst war für andere da, obwohl ihr die Menschen fehlten, die auch für sie vorbehaltlos und ein Leben lang da gewesen wären. Sie hat eigenen Mangel und die Zurückweisung in Engagement und Liebe für andere verwandelt, das ist der Segen ihres Lebens.

Ein Bekenntnis

Barbara Faccani hat verkörpert, was es heißt, Kirche mitten in der Gesellschaft zu sein, wenn auch selber stets in kritischer Distanz zu jeder Dogmatik oder Bevormundung.

In ihrem Portemonnaie war ein Zettel mit einem Text von Dietrich Bonhoeffer. Es ist sein Glaubensbekenntnis, fünf Jahre vor ihrer Geburt verfasst. Es soll auch unser Bekenntnis heute in diesem Gottesdienst sein verbunden mit dem Wissen, dass auch Barbara Faccani diese Worte immer bei sich trug und wohl auch immer wieder aus ihnen Kraft geschöpft hat:

Ich glaube,
dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten,
Gutes entstehen lassen kann und will.
Dafür braucht er Menschen,
die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.
Ich glaube,

dass Gott uns in jeder Notlage
so viel Widerstandskraft geben will,
wie wir brauchen.

Aber er gibt sie nicht im Voraus,
damit wir uns nicht auf uns selbst,
sondern allein auf ihn verlassen.

In solchem Glauben müsste alle Angst
vor der Zukunft überwunden sein.

Ich glaube,
dass Gott kein zeitloses Fatum ist,
sondern dass er auf aufrichtige Gebete
und verantwortliche Taten wartet und antwortet.

Liebe Gemeinde, darauf können wir nur antworten: Amen.